

(Nachdruck verboten.)

18)

## Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweichel.

Marie konnte ihm die Ursache nicht angeben; der Vate hatte selber den Grund nicht gewußt.

„Vielleicht ist's wegen des Kindes, daß wir es haben noch nicht taufen lassen," meinte sie.

„Ja, so wird's sein," pflichtete er bei und atmete erleichtert auf. „Sie müssen sich ja eben in alles mischen. Es fehlt noch, daß sie einem vorschreiben, wann er aufstehen und wann er schlafen gehen soll, wann er essen und trinken darf, und daß er sich Erlaubnis vom Amt holt, wenn er seine Stiefel verschleht lassen will." Er redete in dieser Weise noch längere Zeit fort. Auch sprang und sang er gegen seine Gewohnheit viel. Wenn er schwieg, fiel ihm der Gang auf das Amt ein und es ward ihm unheimlich zu Mute. Noch am Abend begab er sich zu seinem Meister und machte sich für den nächsten Vormittag frei von der Arbeit. Er wollte Marie nicht allein gehen lassen, und sie war froh, daß er sie begleitete.

„Sie sind mitgekommen Rehding?" sagte der Amtsrichter, als beide am folgenden Morgen um die bestimmte Stunde in die Geschäftsstube traten. „Sie können meiner wegen hier bleiben und anhören, was ich der Marie Schwarz zu eröffnen habe. — Das Gesetz duldet es nicht, daß Sie mit dem Mädchen zusammen wohnen, Rehding."

„Die Marie ist meine Frau, Herr Amtsrichter" stotterte Rehding.

„Wenn es sich wirklich so verhielte, dann wäre alles in Ordnung," versetzte der Amtsrichter Mayhofer. „Aber Sie sind nicht miteinander getraut und das Gesetz duldet ein solches Verhältnis nicht."

„Das Gesetz," murmelte Gottlieb aus beklommener Brust. „Es ist unmoralisch, Rehding. Sie wissen das so gut wie ich. Sie müssen sich von dem Mädchen trennen. Oder vielmehr Marie Schwarz muß nach Rothenburg zurückziehen, da sie hier am Ort nicht heimatberechtigt ist."

Marie hatte mit wachsender Angst den gewechselten Reden zugehört. Jetzt schrie sie laut auf, während auch der letzte Blutstropfen aus ihrem Gesicht entwich.

„Trennen!" ächzte Gottlieb. „Wie ich gesagt habe, Rehding," bestätigte Herr Mayhofer. „Der morgende Abend darf die Schwarz nimmer in Altenbach finden."

„Am Jesus Gottes Barmherzigkeit willen, reißen Sie mir die Marie nicht weg," stieß Gottlieb heraus, während Marie auf die Bank zurücktaumelte, die hinter ihr an der Mauer stand.

„Ich reiße sie nicht fort; es ist das Gesetz, welches es befiehlt," bemerkte der Amtsrichter.

„Ja, ja, das Gesetz," schluckte Gottlieb, dessen bleiches Gesicht von Angstschweiß perlte. „Das Gesetz ist bloß ein Stück Papier wie ein anderes, und tut uns nichts, wenn Sie's in Ruh lassen. Aber seien Sie doch barmherzig, Herr Amtsrichter! Ich kann ja von der Marie nicht lassen und wir können nicht ohne einander leben. Es geschieht ein Unglück, wenn Sie die Marie aus Altenbach fortjagen."

„Wollen Sie mir drohen?" fragte Mayhofer mit gerunzelter Stirn. „Nehmen Sie sich in Acht, Rehding! Die Drohung gegen einen Richter während seiner Amtshandlung könnte Ihnen teuer zu stehen kommen."

„Ich droh' ja keinem," versetzte Gottlieb, dessen Blicke verzweifelt zwischen dem Richter und der armen Marie hin und her irten, während seine Hände den Rand seines Hutes krampfhaft zusammendrückten. „Ich droh' keinem. O Jesus, Jesus! Aber es geschieht ein Unglück. Es kann ja nicht sein! Marie, Marie!"

„Sie hätten es vorher bedenken sollen, ehe Sie gegen das Gesetz verstießen, vorher bedenken, daß Ihr Verhältnis Verrugnis erregen müßte," sagte der Amtsrichter, brach einen vor ihm liegenden Bogen Papier in der Mitte und griff nach der Feder.

„Vorher bedenken!" entgegnete Rehding tief aufatmend und seine Blässe wich einer schnell vorübergehenden Röte. „Ich hab's bedacht und wenn ich auch nur ein armer Maurergesell bin, Herr Amtsrichter, ein armer Mensch ist auch ein Mensch, Herr Amtsrichter. Heiraten durften wir nicht, und mit-sammenleben sollen wir nicht. Was sollen wir denn? Und es steht doch geschrieben: „sie soll dem Manne ihrer Wahl nachfolgen und er soll ihr Herr sein." Es ist nicht gegen Gottes Gebot und wir haben keine Fliege gekränkt, seitdem wir beisammen wohnen. Wir können nicht ohne einander leben, Herr Amtsrichter."

Marie hatte sich unterdessen ein wenig erholt und war an die Seite Gottliebs getreten. Sie faltete die Hände vor der Brust und sagte leise mit einem rührend flehenden Blick auf Mayhofer: „Haben Sie doch Mitleiden mit uns, Herr Amtsrichter!"

„Und es hat ja niemand einen Schaden davon, wenn Sie die Marie bei mir lassen," fiel Gottlieb ein.

Mayhofer schüttelte verneinend den Kopf, indem er nochmals den vor sich liegenden Bogen Papier in der Mitte faltete.

„Ach, machen Sie uns beide doch nicht so unglücklich," fuhr Marie mit hervorbrechenden Tränen fort. „Was soll dann aus meiner kleinen Marie werden, wenn ich fort muß. Und Gott, Gott, die Schandel!"

Sie rang die Hände.

Der Amtsrichter räusperte sich.

„Es ist schlimm, aber ich kann Euch nicht helfen," sagte er. „Es tut mir leid, Rehding! Wirklich, es tut mir leid, Marie; aber es muß bei dem bleiben, was ich gesagt habe. Wir müssen alle dem Gesetz gehorchen. Was ich tue, tue ich im Namen des Gesetzes. Ich kann das Gesetz nicht ändern. Eine Ausnahme ist um des Beispiels willen nicht zulässig. Sie wissen jetzt, woran Sie sind. Ich habe Ihnen nichts weiter zu eröffnen."

Rehding lachte in Bitterkeit und Verzweiflung auf.

„Das Gesetz, Marie hörst's? Kommt! — Herr Gott!" Er faßte Marie rauh am Arm und zog sie mit sich aus der Gerichtsstube hinaus.

Der Amtsrichter griff wieder nach der Feder; allein er hielt sie, ohne einen Buchstaben zu schreiben. Dann warf er sie weg, stand auf und trat an das Fenster. Er blickte lange hinaus auf den Markt und den dortigen Brunnen, dessen Wasser in der Sonne blinkte. Endlich kehrte er zu seinem Platz zurück. Aber die Arbeit ging ihm nicht wie sonst vonstatten. Er fuhr sich wiederholt mit der Hand über Augen und Stirn, doch der rührend flehende Blick Mariens wollte nicht von ihm weichen.

Stumm waren Marie und Gottlieb nach Hause gegangen, stumm saßen sie in ihrer Stube, jedes in einer Ecke, vor sich hinstarrend. Sie hatten keinen Trost für einander. Auf beider Seelen lastete das Gebot der Trennung mit erdrückendem Gewicht. So saßen sie wie stumpf in ihrem Elend, bis ihr Kind erwachte und zu schreien begann.

Dieses Schreien weckte sie aus ihrem dumpfen Brüten zum Bewußtsein aller Schmerzen, aller Qualen der unabwendbaren Trennung. Gottlieb schaute sich mit einem langsamen, schweren Blick in der Stube um. Er sollte die Stimme seines Kindes innerhalb dieser Wände nicht wieder hören, es nicht wieder sehen an der Brust der Mutter, Marie ihm hier nicht mehr gegenüberstehen, sie, ihre Sachen, die Wiege sollten aus der Stube verschwinden, das Feuer in dem Kamin nicht mehr angezündet werden! Wohin er das Auge wendete, zückte ein Schwert nach seinem Herzen und durchstieß es. Er sprang auf, lief in der Stube hin und her und schlug sich mit den geballten Fäusten vor die Stirn. Er geriet ganz außer sich, wilde Drohungen sprudelten über seine Lippen.

„Wir hat's immer geahnt, daß es nicht so bleiben könnt'," sagte Marie mit zitternder Stimme. „Es war nicht recht, was wir taten, und wir waren zu glücklich!"

„Und warum sollen wir nicht so glücklich sein dürfen wie andere Menschen?" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. Der Sturm, der in ihm tobte, mußte sich äußern.

„Ach sei doch nur ruhig," bat ihn Marie, welche bei dem Schlage zusammengesunken war. „Wir sind zwei verlorene Menschen; aber was soll aus dem Kinde werden, Gottlieb?"

„Es ist auch zum Elend geboren, wie Du," stöhnte Gottlieb.

Er nahm die Kleine stürmisch von dem Schoß der Mutter, preßte sie an sich und bedeckte sie mit lebhaften Küssen, bis sie wieder zu schreien begann. Dann gab er sie der Mutter zurück und warf sich ächzend auf einen Stuhl.

Nach einer Weile begannen sie davon zu reden, wie es werden sollte. Sie sprachen in abgerissenen Sätzen mit langen Zwischenpausen, oft mitten im Wort vergessend, was sie sagen wollten, und zurücksinkend in das Brüten über ihr Unglück. Ihre Stimmen klangen dumpf und leise, als redeten sie in Gegenwart einer Leiche. Es war ja auch eine Leiche, an der sie saßen; die Leiche ihres Glückes.

Sie kamen überein, daß Marie mit dem Kinde vorläufig zu der Witwe Wilder ginge. Das Kind sollte bei derselben in Pflege bleiben und Marie wollte einen Dienst suchen, Gottlieb begab sich noch an demselben Abend nach Rothenburg und brachte alles mit der Witwe in Ordnung. Und als die Abenddämmerung abermals auf die Erde sich herablenkte, da hatte Marie die Stätte ihres Glückes zum letztenmal gesehen.

Gottlieb hatte Mariens Kleider und Betten auf eine Karre geladen; die schob er vor sich hin. Marie ging mit dem Kinde auf dem Arm neben ihm. So zogen sie aus Altenbach, beide sprachlos vor innerem Jammer. Es war ein milder Frühlingsabend, in ihren Herzen aber war es Herbst. Sie fühlten es eifrig bis ins Mark, wie er die letzten welken Blätter ihres Glückes fortwirbelte.

Frau Wilder wartete nicht mehr auf das Glück. Sie war ganz stumpf geworden. Nur zuweilen überkam es sie, als ob ihr jemand etwas Schönes versprochen habe, und sie grübelte dann eine Zeitlang darüber, wer und was es gewesen sei. Mariens Kind versehte das träge Chaos ihrer Seele in einigen Aufrühr. Das Kind erinnerte sie an etwas, aber sie wußte nicht an was. Sie betrachtete es neugierig und es machte sie unruhig, daß die Bruchstücke, die in ihrem Gedächtnis herumschwammen, sich nicht aneinander fügen wollten. Es war die Kindheit Mariens, welche bei dem Anblick der Kleinen schwankend in ihr aufdämmerte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die flucht aus dem Gefängnis in Kiew.

Leo Deutsch, der bekannte russische Genosse, der uns seine Eindrücke: „Erlebnisse während seiner 16jährigen Verbannung nach Sibirien so eindrucksvoll zu schildern verstand, erzählt in einem neuen Buche („Viermal entflohen.“ Verlag von F. O. W. Dieß Nachf.), wie er viermal in seinem Leben sich aus den Banden der Zarensherren zu befreien gewußt hat. Wir teilen heute daraus eine besonders dramatische Szene mit. Es handelt sich um eine der merkwürdigsten Fluchtversuche, die je gemacht wurden und — gelangen. Sie legt zugleich beredtes Zeugnis ab von dem hohen Opfermuth und der zu allem bereiten Solidarität revolutionärer Kämpfer. Deutsch war mit mehreren Genossen wegen revolutionärer Verschwörung im Gefängnis zu Kiew interniert. Eine Flucht schien undenkbar. Verurteilung zum Tode oder lebenslängliche Verbannung drohte. Da gelang es einem kühnen Genossen namens Frolento, im Kiewer Gefängnis — Beschließer zu werden. Er organisierte die Flucht, die Ende Mai 1878 aufs glücklichste gelang. Stefanowitsch und Wochanowski sind Genossen von Leo Deutsch.

Wieder begann die ermüdende Qual der Erwartung, wieder ein beständig ungeduldiges Schauen auf die Uhr. „Was wird diese Nacht uns bringen — Freiheit oder Zwangsarbeit, — vielleicht gar den Tod?“

Wer sich nie in einer ähnlichen Lage befunden hat, kann wohl kaum unsere Empfindungen verstehen.

Da hörten wir eine Tür gehen; eine bekannte Stimme ertönte und Schritte wurden hörbar.

„Wache!“ ruft Stefanowitsch.

„Was wünschen Sie?“ antwortete Frolento, sich unserer Zelle nähernd.

„Wir ist ein Buch in den Hof gefallen, es soll aufgehoben werden.“

Nach dem von mir gemachten Vorschlag befaß Frolento dem Wächter, das Buch zu holen, und blieb selbst im Korridor.

Als die Tür sich hinter dem Fortgehenden schloß, holte Frolento den Säbel, welcher für einen von uns bestimmt war, öffnete Wochanowski's Zellentür, übergab ihm den Schlüssel und ging eilig zum Ausgang zurück, um uns zu benachrichtigen, falls zufällig ein Beamter oder der Wächter der anderen Abteilung zurückkehren sollte. Wochanowski verschloß seine Zelle, öffnete dann unsere und

verschloß sie wieder, nachdem wir sie verlassen hatten. Vor unserem Fortgehen hatten Stefanowitsch und ich je eine Puppe gemacht, die wir auf unsere Brittschen legten; sodann schraubten wir die Lampen so tief herunter, daß man kaum die Gegenstände in der Zelle unterscheiden konnte.

Wir hatten alle Schafstiefel angezogen, weil wir als Wächter figurirten und weil wir mit dröhnenden Schritten am militärischen Wachtposten vorbeigehen mußten. Aber gleich nachdem wir aus der Zelle waren, mußten wir einen langen Korridor durchschreiten, auf dessen beiden Seiten sich Zellen mit Kriminalverbrechern befanden.

Das in der Nachtzeit ungewöhnliche Geräusch, welches durch das Auf- und Zuschließen der großen Hängeschlösser verursacht wurde, sowie auch die schweren Schritte dreier Personen konnten leicht die Aufmerksamkeit eines Insassen der Zellen, welcher vielleicht noch nicht schlief, erregen. Wir zogen deshalb unsere Galoschen an und schlühen uns, fast auf allen vieren kriechend, dicht an die Wand gedrückt, durch den Korridor. Jeder Schritt vorwärts schien endlos lang, und wir mußten uns doch so sehr beeilen: jeden Augenblick konnte uns der zurückkehrende Wächter mit dem Buche begegnen. Endlich gelangten wir zu dem Platz, welcher beide Korridore trennte; hier lag wieder die Gefahr vor, dem anderen Wächter zu begegnen. Zum Glück war er nicht hier; schon wollten wir erleichtert aufatmen, als wir plötzlich Schritte, die sich uns schnell näherten, auf der Treppe vernahmen. Wir sind verloren, das ist sicher unser Wächter, der vom Hof zurückkehrt, oder jemand von den Behörden! Doch, o Glück! es war unser treuer Freund und Erlöser, welcher uns entgegenkam, uns zu zeigen, wohin wir uns unter der Treppe verstecken sollten.

Noch einige Sekunden und wir befanden uns in einer ganz dunklen Ritze und fühlten uns schon halb gerettet, als plötzlich in der Ferne eine Klingel ertönte. Jemand von uns — Wochanowski oder ich — hatten in der Dunkelheit eine Kette berührt, die in die Wachtstube führte und dazu eingerichtet war, um die Posten zu alarmieren. „Jetzt ist alles verloren, sofort werden die Soldaten hereinstürzen, zu suchen beginnen und uns finden!“ Aber unser Befreier fand auch hier einen Ausweg: er eilte zu dem Posten, der an der Tür stand, und sagte ihm, daß er aus Versehen die Kette berührt habe; dann kam er wieder zurück, um uns zu beruhigen.

Plötzlich stellte sich uns wieder ein neues Hindernis entgegen. Wochanowski hatte seinen Säbel an der Tür seiner Zelle hängen lassen und unser Wächter mußte ihn bei seiner Rückkehr beim Rundgang durch seine Abteilung unbedingt bemerken. „Schnell, schnell, hol ihn, Michailo,“ sagte Wochanowski mit aufgeregter Stimme, „wir dürfen keine Sekunde verlieren.“ Der Wächter mußte ja schon vom Hof zurückgekommen sein. Unsere Unruhe steigerte sich, die Ungeduld wurde immer größer.

Endlich erschien Frolento mit dem Säbel, welchen Wochanowski umhängte. Nun mußten wir noch die Rückkehr des Wächters abwarten. Er kam sehr lange nicht, oder vielleicht schien es uns nur so. Da hörten wir Frolento in der Nähe sagen: „Wo bist Du denn so lange geblieben?“ Und als Antwort klang es zurück: „Die Blätter des Buches waren im ganzen Hofe verstreut, und ich mußte sie erst zusammenlesen.“ Stefanowitsch hatte dies abhichtlich getan, damit der Wächter sich länger im Hofe aufhalten mußte.

„Nun bring es ins Kontor, dort werde ich nachschauen, was es ist, und es dann selbst abgeben,“ sagte Frolento. Er wollte dem Wächter die Möglichkeit nehmen, in unsere Zelle zu gehen, da er dort selbstverständlich unsere Abwesenheit bemerkt hätte. Nach einer kleinen Weile ging er die Treppe hinauf auf seinen Posten. Diesen Teil unseres Planes konnten wir, wenn auch mit großer Aufregung verbunden, immerhin als gelungen betrachten. Aber der wichtigste Teil stand uns noch bevor: der Durchgang durch das von Soldaten bewachte Tor.

Wir figurirten als Wächter, deren Wachezeit im Korridor zu Ende war und die jetzt abgelöst wurden. Das geschah zweimal täglich: mittags und mitternachts. In solchen Fällen ist es üblich, zuerst die neue Wache antreten zu lassen, um die alte abzulösen, die erst nachher abgeführt wird. Tollkühn beschloßen wir, das Tor zu passieren, bevor die neue Wache den Eingang passieren würde.

Wir wagten bei unserem Vorgehen alles, aber wir rechneten mit der Psychologie der Soldaten, die die Wache hatten. Die Wacht-soldaten, welche alle 24 Stunden abgelöst wurden, konnten unmöglich alle Gefängnisbeamten persönlich kennen, und beim Herein- und Herauslassen handelten sie ganz nach den Anweisungen des Beschließers. Deshalb nahmen wir an, daß die Soldaten hauptsächlich gegen Mitternacht, wenn sie sehr schläfrig waren, nicht bemerken würden, daß Frolento die übliche Ordnung beim Wechseln der Wache verletzete. Ebenso rechneten wir auch mit dem Vertrauen der Soldaten zu der Autorität des Beschließers, obwohl unser Neuzug genug Unvollkommenheiten aufwies; wie ich schon berichtete, war das Abzeichen eines Korridorwächters ein Säbel, welchen er über der Zivilkleidung trug. Frolento konnte aber nur einen Säbel beschaffen, welchen wir Wochanowski überließen, da er von uns allen das imponierendste Aussehen hatte. Wir hofften, daß in der nächtlichen Dunkelheit die Soldaten das Fehlen dieses Abzeichens bei uns beiden nicht bemerken würden.

„Gehen wir jetzt!“ sagte Frolento, der wieder erschienen war. Wir warfen die Galoschen ab und folgten ihm in den Hof. Wir mußten diesen bis zum Tor überschreiten, wo sich unser Schicksal entscheiden sollte. Allen voran ging Frolento, ihm folgte Wochanowski mit dem Säbel, dann Stefanowitsch und ich. Frolento

Klopfte an das Tor, welches sofort geöffnet wurde. Er durchschritt es und stellte sich seitwärts hin, dann gingen wir einer nach dem anderen mit langsamen, schweren Schritten an ihm vorbei. Fro- lenko zählte: „Eins, zwei, drei, — alle!“

„Halt! Warum führst Du die alte Wache erst fort? und woher nimmst Du drei Wächter, wo es jetzt nur noch zwei Abteilungen gibt? Warum hat überigens nur einer einen Säbel?“ Aber alle diese Fragen existierten nur in meiner erhitzten Phantasie; in Wirklichkeit hörte ich, wie jemand das Tor zu schließen befahl.

Wir waren außerhalb der Tore des Gefängnisses! Begreift der Leser, dem niemals Gefahr gedroht hat, lebendig begraben zu werden, was das heißt? Mich ergriff ein Gefühl grenzenloser Freude, daß ich, als wir im zweiten Hofe ankamen, wo sich die Wohnungen des Gefängnisinspektors und der anderen Beamten befanden — auf unseren Erretter zustürzte, um ihn zu umarmen.

„Ja, bist Du von Sinnen?“ rief er halb laut; „wir könnten ja hier noch irgend einem Beamten begegnen.“

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als uns durch das zweite unbewachte Tor, dem wir uns inzwischen genähert hatten, ein hochgewachsener Mann entgegenkam. „Verloren!“ ging es mir abermals durch den Kopf — und ich Leichtsinninger hatte uns schon außer Gefahr gelaßt. Einige Schritte von uns entfernt befand sich noch ein Wachtposten, und jener Mann brauchte ihn nur anzu- rufen, und wir alle wäre ergriffen worden.

Aber er rief den Wachtposten nicht an und er konnte es nicht tun, denn das war nach Frolenko der zweite Mitwirkende unserer Befreiung, unser Freund Valerian Ossinski, der für uns alle so viel getan hatte. Er wußte, daß wir um diese Zeit das Gefängnis verlassen mühten, und erwartete uns mit Ungeduld vor dem Tore. Als er aus der Ferne eine Gruppe von vier Mann kommen sah, ging er uns sofort entgegen. Der Schreck, welchen wir einige Sekunden vorher ausgestanden hatten, verwandelte sich nun in helles Entzücken. Wir beobachteten Frolenkos Ermahnungen zur Vor- sicht nicht mehr und umarmten jubelnd Ossinski und unseren Retter.

## Kleines feuilleton.

### Theater.

Deutsches Theater: „Der Jongleur“, Posse mit Gesang von Emil Pohl. Musik von A. Conradi.

Reinhard und Vernauer, die Veranstalter der fröhlichen Bösen- Wuben-Abende, sind mit einem Gastspiel-Ensemble in die Räume der Reinhardt-Bühne eingezogen, Romeo und Julia, die hier zu lieben und zu sterben pfliegen, haben den Akrobatenkünstlern, den Schneider- meistern und Dienstmädchen einer alten Berliner Posse den Platz ge- räumt. Der Pöhlische Ill gehört wie „Robert und Bertram“ — „Die lustigen Bagabunden“, die Reinhardt am Schlusse der Saison — als Nachzügler seinem Publikum servierte, zu den amüsanteren Erzeug- nissen des einst so populären Genres. Es fehlt ihr der sonst in dieser Gattung früher so beliebte moralisierende Einschlag vom so- genaunten gesunden Menschenverstande, — aber dafür auch die verstimmend redselige Absichtlichkeit, mit der dergleichen — Willens vom Neuen Schauspielhause jetzt ausgegrabenen — „Hofenraths Erben“ liefern ein Musterbeispiel — vor- getragen wurde. Der Unsinn gibt sich ohne Prätentionen, und so mager die Einfälle an sich erscheinen, sie sind doch immerhin in einer Weise zugestutzt, daß Schauspielerei von ausgelassener Laune ihnen höchst drohliche Augenblicke ab- gewinnen können. Herr Wassmann, der bisher nur in kleinen Episodenrollen, in parodistischen Junkertypen Shalespearischer Stücke, Proben seiner uraltschönen Komik gegeben, war der Held des Abends. Man spürte ihm das innere Behagen an, sich einmal ordentlich ins Breite auszuliegen. Er kam fast niemals von der Bühne, aber fand so unerhörliche neue und überraschende Nuancen der Betonung des Miens und Gebärdenspiels, daß seine Wirkung keinen Augenblick nachließ, auch nicht bei den albernsten Bemerkungen, zu denen ihn der selbige Verfasser verurteilte. Was er sang und sagte, wurde von einem unaufhörlichen Lachakkompagnement be- gleitet, er entschied den Erfolg. Herr Vernauer als Herkules, Marie Grimm-Einöds hof er als riesenhafte Zirkus- direktorin, vor allem aber Karl Reinhard in der Figur des türkisch ausgestatteten Leipziger Schneidermeister standen ihm mit gutem Humor zur Seite.

### Hygienisches.

Kfg. Schutz gegen Straßenstaub. Gegen den mit zu- nehmendem Verkehr ständig vermehrten Staub in den Städten Schutzmaßregeln zu treffen, wird immer mehr die Pflicht vorsorgender Hygiene. Es gibt direkte und indirekte Methoden, um den Staub zu bekämpfen. Zunächst kommen Anpflanzungen, also Bäume, Sträucher, Blumenbeete und Nasenflächen innerhalb der Stadt oder in ihrer nächsten Umgebung in Frage. Ihr Einfluß ist indes mehr ein indirekter, insofern als sie selbst keine Staubquellen sind. Die Wege dieser Erholungsplätze sind in der Regel mit grobkörnigem Sand bestreut oder so festgestampft, daß sie nur wenig Veranlassung zur Staubbildung bieten; außerdem ist innerhalb solcher Anlagen entweder gar kein Wagenverkehr, durch den infolge der zu starken Abnützung des Straßenmaterials die Staub-

entwicklung wesentlich gefördert wird, oder er beschränkt sich nur auf gewisse Teile des ganzen angepflanzten Areals. In neuerer Zeit hat man auch endlich den vielfachen Klagen der erholungsbedürftigen Stadtbewohner Rechnung getragen und das Schlepptier der Kleider an diesen Orten unterlag. Bei ruhiger oder wenig bewegter Luft wird ein großer Teil des Staubes durch das Blätterdach der Bäume aufgefangen. Wir können diese mechanische Wirkung schon an jedem kleinen Strauch erkennen, der an einer Straße steht; unter ihm ist weit weniger Staub vorhanden, als außerhalb desselben. Unter schattigen Bäumen, auf Nasenflächen und Blumenbeeten ist der Boden bedeutend feuchter als an un- bepflanzten Orten, und Staubbildung ist daher ausgeschlossen. Derartige angepflanzte Plätze werden im Sommer viel häufiger und ausgiebiger mit Wasser besprengt, als die Straßen und andere nicht bepflanzte Orte der Stadt, wo außerdem die Verdunstung des Wassers viel rascher vor sich geht, als in einer schattigen Anlage.

Bedeutend wichtiger ist die direkte Bekämpfung des Straßen- staubes. Es scheint nach den vorliegenden Berichten, als ob man in dem Teer ein Mittel gefunden hat, das in zweckmäßiger und billiger Weise die Verhütung des Staubes bewirkt. Die Wasserbesprengung hat sich als eine sehr zweifelhafte Hilfe erwiesen und ist außerdem viel zu teuer, wenn sie ihren Zweck wirklich erfüllen soll. Dr. Guglielmietti in Monte Carlo hat im Jahre 1901 einen ener- gischen Kampf zugunsten des Teerens und Delens der Straßen ge- führt und damit ausgezeichnete Resultate erzielt. Danach sind die Vorteile des Teerens vom hygienischen und ökonomischen Standpunkt aus sehr zu berücksichtigen; sie bestehen in der Verminderung der Staub- und Schlammbildung und dadurch in Herabsetzung der Kosten für das Besprengen der Straßen und das Wegschaffen des Schlammes. Man kann durch Teerung einer sogar stark befahrenen maladamisierten Straße den Staub während beinahe eines Jahres fast vollständig unterdrücken. Die Kosten, die dadurch entstehen, werden durch andere Ersparnisse zum großen Teil gedeckt. Indes ist die Hauptsache zum guten Gelingen schönes, warmes Wetter. Die Straße selbst muß absolut trocken sein, denn Feuchtigkeit ist der ärgste Feind des Teerens. Selbstverständlich geht es leichter vor sich und hat eine länger dauernde Wirkung, wenn der Weg in gutem Zustande ist und eine immer gleichmäßig ebene, glatte Ober- fläche darbietet. — Eine Konkurrenz wird dem Teeren durch das Kohöl gemacht; in Deutschland benutzt man, wo die erstere Methode nicht anzuwenden ist, das Bitrumit, das ebenfalls den Staub bindet. Für Zimmer hat man die Versuche schon früher angewandt, und dafür werden das Duffelöl und andere Bindemittel, zum Teil sogar mit antiseptischen Stoffen, verwendet. Was die Bakterientötung anbelangt, so ist diese bei dem Teeren größer als bei dem Kohölen; der Cholerabazillus z. B. wird durch Teer schon in wenigen Stunden abgetötet, während das Kohöl dazu einige Tage braucht. Ein französischer Chemiker Thilbert- Delair gibt als neues Mittel gegen das Aufwirbeln von Staub Magnesiumchlorür an, das den Vorzug hat, sehr billig zu sein. Es zerfließt leicht und verdunstet sehr langsam. Infolgedessen behalten solche Körper oder Gegenstände, die mit ihm durchtränkt sind, eine gewisse Feuchtigkeit, und diese macht sie fähig, die Staub- massen und die kleinen Ueberreste irgendwelcher Art festzuhalten.

### Technisches.

Kinematographenbilder in natürlichen Farben. In England, Amerika und mehreren anderen Staaten ist soeben ein photographisches Verfahren patentiert worden, daß auf dem Gebiete der Kinematographenaufnahmen zweifellos eine bedeutende Um- wälzung hervorrufen wird. Es handelt sich um die Anwendung der Farbenphotographie auf die lebenden Aufnahmen, die sich so schnell eingebürgert haben. Bisher war der einzige Weg, um lebende Photographien mit Farbe zu versehen, die Kolonierung mit der Hand. Bei der Lummene von Negativen, die so koloniert werden mußten, war das manuelle Färben natürlich praktisch undurchführ- bar; Mühe und Kosten standen zu den Resultaten in keinem Ver- hältnis und auch in ästhetischer Hinsicht war diese Lösung der Auf- gabe so gut wie unbrauchbar. Die Anwendung der Farbenphotographie konnte bei lebenden Aufnahmen natürlich nicht in Betracht kommen, da die Farbenphotographie, besonders bei roten Schattierungen, ein ungewöhnlich langes Exponieren verlangt, während die Kinemato- graphie auf die größte Schnelligkeit, wenigstens 16 Aufnahmen in der Sekunde, angewiesen ist. Diese Schwierigkeit wird durch das neuerfundene Verfahren überbunden. Auf Grund langwieriger Experimente hat G. Albert Smith in Southwid bei Brighton Films hergestellt, die empfindlich genug sind, mit der größten Geschwindig- keit Farben aufnehmen zu können. Die so aufgenommenen Farb- werte werden durch die Kinematographenlaterne auf die Szene projiziert. Die praktischen Versuche, die damit angestellt worden sind, haben die Brauchbarkeit der Erfindung bestätigt.

Atmungsapparat mit flüssiger Luft. Um bei Katastrophen in Bergwerken, bei Bränden usw., nicht die von giftigen Gasen geschwängerte Luft einatmen zu müssen, sind eine Reihe von Apparaten, sogen. Atmungsapparate, konstruiert. Diese Apparate sind entweder Regenerierapparate, bei denen die aus- geatmete Luft durch Chemikalien regeneriert, d. h. von der Kohlen- säure befreit wird und dann frischen Sauerstoff zugeführt erhält, oder Reservoirapparate, die Luft bezw. Sauerstoff in einem Reservoir mit sich führen und bei denen die ausgeatmete Luft in

Freie entwickelt. Diese Apparate sind naturgemäß schwerer und von kürzerer Nutzungsdauer als die Regenerierapparate, aber viel einfacher, da aller chemische Zubehör entfällt. Im Verolitta der hanseatischen Apparatebau-Gesellschaft sind die Vorzüge beider vereinigt. Er ist ein Reservoirapparat, der das erforderliche Luftquantum in Form von nach dem Rindischen Verfahren verflüssigter Luft mit sich führt. Ungefähr zwei Liter solcher flüssigen Luft mit einem Gewicht von zwei Kilogramm geben 1500 Liter gasförmiger Luft. Dieses Quantum reicht für einen Menschen bei angestrengter Arbeit zwei Stunden aus. Das Gewicht des gefüllten Apparates beträgt bloß ca. 8 1/2 Kilogramm. Die flüssige Luft wird in geschickter Weise durch die Wärme der ausgeatmeten Luft zum Vergasen gebracht, diese selbst entweicht dann ins Freie. Die zum Betrieb erforderliche flüssige Luft kann in größeren Werken in eigener Anlage hergestellt werden. Wird die flüssige Luft mittels Bahn bezogen, so muß man mit bedeutenden Verlusten rechnen, da selbst bei Aufbewahrung in den doppelwandigen offenen Dewarschen Glasflaschen 12 Proz. Verluste innerhalb 24 Stunden entstehen.

**Geologisches.**

Der Saldo des letzten Vesuvausbruchs. Nachdem der Krampf, der den Vesuv im vorigen Jahr schüttelte, jetzt fürs erste zur Ruhe gekommen ist, wirft der Direktor des Vesuv-Observatoriums, Matteucci, einen Blick auf die Veränderungen, die durch diese letzten gewaltigen Vorgänge an dem Vulkan geschehen sind. Der Ausbruchsegel ist, wie Matteucci in dem Bulletin der Geologischen Gesellschaft Italiens mitteilt, jetzt auf der Westseite 107, auf der Ostseite 120 Meter niedriger als zuvor. Die Gesamtheit der eingestürzten Massen ist auf 100 Millionen Kubikmeter zu schätzen. Die Tiefe des Kraters, die vor dem Ausbruch etwa 1000 Meter betrug, ist auf 6—700 Meter verringert worden. Sein Durchmesser ist zwischen 640 und 720 Meter, und sein Höhraum wird auf rund 84 Millionen Kubikmeter berechnet. Während vor zwei Jahren nur ein einziger Lavaerguß vorhanden war, wurden vor einem Jahre sieben Lavaströme gezählt, die im Süden des Vesuv eine Fläche von 3/4 Millionen Quadratmetern bedecken. Der Rauminhalt der nach dieser Richtung entladene Lavamassen wird von Matteucci auf 10 1/2 Millionen Kubikmeter bewertet. Die schwarze Rauchsäule aus Gasen, Wasserdampf und Auswürflingen, die schon von Plinius mit einer Pinie verglichen wurde, erreichte diesmal eine Höhe von 10—13 Kilometern. Die Dicke der Aschenschicht, die in der Umgebung des Eruptionseges niederfiel, betrug 12—15 Meter, in Ottajano maß sie 90, am Observatorium 35 und in Nola 10 Zentimeter. In Anbetracht dieser gewaltigen Massen, die der Vulkan bei dem letzten Ausbruch von sich gegeben hat, ist es kein Wunder, daß er eine so bedeutende Umwandlung seiner Gipfelgestalt erlitten hat.

Eine neue Erklärung der Erdbeben. Ein Naturforscher, der das große Erdbeben von San Francisco aus erster Hand „genossen“ hat, wie man wohl mit Rücksicht auf die damit gebotene Gelegenheit zu wichtigen Beobachtungen sagen darf, Professor See, ist jetzt auf Grund seiner dortigen Erfahrungen mit einer neuen Auffassung über den Ursprung der Erdbeben hervorgetreten, die er in einem Vortrag vor der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft in Philadelphia entwickelt hat. Nach seiner Ueberzeugung werden alle heftigen Erdbeben, die sich über die ganze Welt bemerkbar machen, durch Lavaexplosionen unterhalb des Meeresbodens verursacht, und diese Explosionen sollen wieder durch das allmähliche Einsickern von Seewasser in den Meeresboden und durch die Verwandlung dieses Wassers in Dampf entstehen. Er versucht nachzuweisen, daß der Druck der Wassermassen der Ozeane auf ihren festen Untergrund so gewaltig ist, daß das Wasser durch die Gesteine der Erdkruste hindurchgetrieben wird, bis es in einer Tiefe von etwa 30 Kilometer in Berührung mit geschmolzenen Gesteinen von etwa 2000 Grad Hitze gelangt. Dann entwickelt sich in der Erdkruste ein gewaltiger Dampf, dessen Spannung die festen Gesteine zerreiht und die Lava vom Grunde des Meeres gegen das Land zu treibt. Diese Kraft führt nach der Ansicht von Professor See auch zur Bildung von Gebirgen, und er meint, daß unter allen Gebirgen Vagen von poröser Lava oder Vinsstein zu finden sein müßten. Daraus schließt er auch auf den innigen Zusammenhang zwischen Vulkanausbrüchen und Erdbeben, wie er schon im Altertum angenommen und ganz neuerdings wiederum betont worden ist. In den meisten Fällen gelangt die mit Dampf gesättigte Lava gar nicht bis zur Oberfläche der Erdkruste, sondern bleibt im Innern verborgen. Auf diesem Wege will Professor See nicht nur die Bildung von Erdbeben und Gebirgszügen an der Meeresküste erklären, sondern auch die Entstehung von Inseln im Meer, ferner auch die merkwürdige Tatsache, daß die Hochgebirge nach dem Befunde der Schwerkraftuntersuchungen immer auf einer verhältnismäßig lockeren Unterlage sich erheben. Endlich hat See in seinen Studien auch die großen Meereswellen berücksichtigt, die häufig als Begleitererscheinungen heftiger Erdbeben auftreten und zuweilen mehr Schaden anrichten haben als die Erdbeben selbst. Man darf gespannt sein, welche Aufnahme diese neuen Lehren von Professor See bei seinen Fachgenossen finden werden. Vorläufig befinden sie sich in einem starkem Widerspruch zu den bisherigen Auffassungen.

**Gumoristisches.**

— Paroleausgabe in einem russischen Polizeirevier. „Du, Iwan Iwanowitsch, machst heute abend ein Vttentat! Und Du, Alita, erwischst ihn und verhaftest flehzig Mitschuldige!“

— Die fünfte Drauer-Statue war soeben enthüllt worden.

„... Mit Wilhelm III. starb 1702 das Geschlecht der Drauer aus,“ sagte der Festredner. — „Jott sei Dank!“ rief ein Festteilnehmer, sich den Schweiß von der Stirne wischend. („Jugend“.)

— Das Äquator-Rennen. Für das Zweihunderttausend-Kilometer-Rennen, das in fünf Äquatorrunden gefahren wurde, waren 30 Rennungen eingeladen. Erster wurde Rev. Melchisedek Hamandeggs vom Winnipeger Motoists Klub, der die ungeheure Strecke auf seinem hundertelegantigen Mors-Imperator-Wagen in der stupenden Zeit von 24 Tagen 23. 8. 14 zurücklegte. Eigentlich brauchte er etwas über 29 Tage. Da er aber von Westen nach Osten fuhr, erparte er bei jeder Runde einen Tag. Der Preis, ein von Olrich entworfener Bahnstocherbehälter aus Pierre de Strach, geht erst nach dreimaliger erfolgreicher Verteidigung in den endgültigen Besitz des siegreichen Klubs über. Von den 23 Startern gelangten 17 ans Ziel. Die meisten Wagen waren mit Antieburbands „Dallia“ versehen, die das Abgleiten von der in der Äquatorgegend am stärksten ausgebildeten Erdkrümmung verhindern sollten. Zur Strecke gebracht wurden 217 Eingeborene verschiedener wilder Völker, 8 Dörfer, 16 Bigwams, 4 Denkmal-Friedrichs des Großen, die ein kunstsinziger Monarch des Nordens den betreffenden Gegenden gestiftet hatte, 6 Moischeen, 3 Kunstausstellungen, 10 Leuchttürme, 5 Gejangvereine, 1 Vananenbratertosen und diverses Kleinvieh. Der Konturrent Nr. 12 Graf Durand wurde wegen Majierung eines neutralisierten Termitenhügels disqualifiziert. Dieser überaus befriedigende Verlauf hat den allgemeinen Wunsch wachgerufen, das Zweihunderttausend-Kilometer-Rennen zu einer ständigen Institution („Simplicissimus“.)

**Notizen.**

— Die auswechselbare Literaturgeschichte. Schade daß der Buchdruck noch nicht durch phonographische Systeme ersetzt ist. Es ließe sich da manches erproben. Da ist z. B. ein unternehmender Verleger, der eine Literaturgeschichte für jedermann herausgegeben hat. Natürlich nahm er eine, die schon für den Buchdruck frei ist, die von dem Protestanten Vilmar geschriebene. Um sie aber für katholische Geschmäder auch genießbar zu machen, ließ er sie von einem in katholischer Literaturverrenkung bewährten Manne „bearbeiten“. Verschiedene Konfessionen und Richtungen sind dabei noch gar nicht auf ihre Rechnung gekommen. Wie viel schöner wäre eine phonographische Literaturgeschichte mit auswechselbaren Walzen für alle Standpunkte...

— Unter dem Namen: Münchener Künstler-Theater und dem Vorsitz eines gleichgültigen Zeremonienmeisters und Grafen, dazu Franz Stud als zweiter Vorsitzender, und einer Anzahl Künstler als künstlerischer Beirat hat sich soeben in der gründungslustigen Harschadt ein neuer Künstlerverein konstituiert. Der Verein will mit eigenem Kapital im Anschluß an die bereits bestehende akustische, optische und architektonische Reform des Zuschauer-raumes (Bayreuth, Prinzregenten-Theater, Charlottenburger Schiller-Theater) auf dem Theater der „Ausstellung München 1908“ auf der Theresienhöhe den neuen Typ der Schaubühne ins Leben rufen. Man will den Zwiepsalt des modernen Hauses mit der alten auf dem Niveau der Historienmalerei der 70er Jahre stehen gebliebenen perspektivischen Guckkastenzug zu beseitigen versuchen durch Schaffung einer flachen reliefartigen Szene, einer schöpferischen Neugesaltung der Bühne im engen Anschluß „an die Entfaltung der modernen Kultur und der bildenden Künste.“ Als die geistigen Väter der Idee gelten die Münchener Kunstschriftsteller Georg Fuchs und Architekt Professor Max Littmann, der eine ein utopischer Phantast, der andere ein erprobter Realpolitiker auf dem Gebiete der modernen Theaterliteratur. Vielleicht kommt aus dieser Verbindung von Phantastie und praktischer Erfahrung wirklich etwas Fruchtbares zustande.

— Die Kunst geht nach — Dollars. Der „große“, der „unerschöpfliche“ Mahler, der seinen Wiener Kapellmeisterposten kündigte, angeblich, weil die Oper keine Vertiefung seiner Kunst-ideale gestatte, soll einen Ruf nach Amerika angenommen haben. Courried, der Manager der New Yorker Metropolitanoper soll ihm 125 000 Kronen für vier Monate geboten haben. Die Ideale des Herrn Mahler scheinen sehr amerikanisch zu sein.

— Feuerfichere Theaterdekorationen. Dem Maschinen-Oberinspektor Richard Pätzig vom Stadttheater in Leipzig ist es gelungen, aus einer leichten, feuerficheren Masse plastische Dekorationen als Ersatz für die Lattengestelle mit Leinenüberzug herzustellen.

— Ein nordisches Museum wurde in Stockholm eröffnet. Es enthält eine Sammlung von Gegenständen und plastischen Darstellungen, die die Lebensweise und die Beschäftigung der einzelnen Bevölkerungsklassen Schwedens in geschichtlicher Anordnung und die gesamte Kulturentwicklung des Landes seit dem 17. Jahrhundert veranschaulichen.